

„Kartoffeln sind unser Leben“

Landwirtschaft in den bolivianischen Bergen

Die Farbpalette bolivianischer Kartoffeln reicht von Weiß über Gelb, Rot und Blau bis hin zu Schwarz. Manche Sorten sind für Europäer kaum als Kartoffeln zu erkennen, eine kleine, weiße, runde Sorte erinnert an Pfefferkörner, eine andere ist geformt wie ein Tannenzapfen, eine sieht aus wie ein Bündel dicker Muskatellertrauben. In Bolivien gibt es mehr als 1.500 Kartoffelsorten. Sie haben nicht nur wirtschaftliche, sondern auch kulturelle Bedeutung. Eine Sorte wird noch heute in einem 5.000 Jahre alten Verfahren gefriergetrocknet.

Koloniales Erbe

Willkürlich gezogene Grenzen sind ein koloniales Erbe, das Bolivien zu einem Staat macht, der von den Regenwäldern des Amazonas im Osten bis zu den Anden im Westen reicht. Die großen Besitzungen der ehemaligen spanischen Kolonialherren in der gemäßigten Klimazone dazwischen sind heute das Zentrum industrieller Landwirtschaft in Bolivien. Die meisten Kleinbauern jedoch bewirtschaften wie vor Jahrtausenden Felder in den Anden auf Höhen von 2.000 bis über 4.000 Meter. Die Mehrzahl der Menschen, die hier leben, gehören zu indigenen Volksgruppen, die größte sind die Aymara, die Verfahren der Inkas, und die Quechua.

Evert Cruz ist Quechua und Bauer in Mojocoya, einem Städtchen mit rund 9.000 Einwohnern, das selbst für boli-

vianische Verhältnisse abgelegen liegt. Von der Nationalstraße Nummer sechs kommend dauert die Fahrt mit dem Auto weit über zwei Stunden. Auf der unbefestigten Piste, die sich durch die Berge schlängelt, geht es oft nur im Schrittempo vorwärts. Während der Trockenzeit ist es vergleichsweise einfach, Bachbetten und einen kleinen Fluss zu durchqueren, doch in der Regenzeit kann die Strecke schnell unpassierbar werden. Die Felder der Bauern sind klein und über das Tal verstreut. Bohnen, Amarant, Mais und Quinoa gehören zu den wichtigen Feldfrüchten, aber „Kartoffeln sind unser Leben“, sagt Cruz, „sie sind eine gute Einnahmequelle, weil jeder sie isst.“ Für andere landwirtschaftliche Produkte einen Markt zu finden, ist inzwischen schwer.

Morales und die indigene Mehrheit

Die MAS-Regierung von Evo Morales – Boliviens erstem und (bislang) einzigem indigenen Präsidenten – habe viel für die ländlichen Gemeinden getan, sagt Cruz' Freund Francisco Padilla. Die Klimakrise hat auch in Bolivien zu langen Dürreperioden geführt, für Bewässerungsanlagen gewährte MAS deshalb Zuschüsse von bis zu 70 Prozent. Außerdem unterstützte die Regierung die Finanzierung von gemeinschaftlich genutzten Lagerhallen, Markthallen, Gemeindezentren und Schulen, und Bauern konnten Baumaterialien für



Gemeinschaftlich genutzte Markthalle im abgelegenen Mohocoya

Foto: M.Kunz

kleine Fertighäuser bekommen, die sie dann in Eigenarbeit errichteten. Mit ihren weiß getünchten Wänden und blauen Dächern sind diese sogenannten „Evo-Bauten“ überall in ländlichen Regionen leicht zu erkennen. In vielen Ortschaften gab es außerdem eine Niederlassung von EMAPA, einer von der Regierung Morales gegründeten Behörde, die landwirtschaftliche Erzeugnisse aufkaufte. Da EMAPA die Zwischenhändler umging, erhielten die Landwirte einen fairen Preis für ihre Produkte. Als 2025 eine neue Regierung ins Amt gewählt wurde, gehörte die Abschaffung dieses staatlichen Ankaufsystems zu deren ersten Maßnahmen. Als eine Folge verloren Landwirte in abgelegenen Orten wie Mojocoya über Nacht ihren Marktzugang.

Existenzsorgen und Proteste

Apolinar und Eddy Torres sind Brüder und bewirtschaften den elterlichen Hof in der Nähe von Zudáñez, einer Kleinstadt etwa 100 km südwestlich der bolivianischen Hauptstadt Sucre. „Unser Vater hatte immer davon geträumt, dass wir es schaffen, den Hof rentabler zu machen, mehr Maschinen anzuschaffen und zu modernisieren“, sagt Apolinar. Beide studierten Landwirtschaft in Sucre. Apolinar ging außerdem für zwei Jahre nach Spanien, um dort zu arbeiten und andere Anbaumethoden kennenzulernen. Eddy bereiste Argentinien und Chile, um Landmaschinen zu finden, die für kleine Felder und steile Hanglagen geeignet sind.

Für die Torres-Brüder hat inzwischen Bodengesundheit oberste Priorität. Die meisten Landwirte in der Region haben

den Bohnenanbau vor etwa 40 Jahren aufgegeben, weil sich mit Kartoffeln mehr Geld verdienen ließ. Sie pflanzten jedes Jahr auf denselben Flächen Kartoffeln und das hat die Böden völlig ausgelaugt, sagt Apolinar: „Um überhaupt eine Ernte zu haben, müssen die Bauern Unmengen Dünger kaufen, und sie haben inzwischen große Probleme mit Schädlingen und Unkraut und setzen immer größere Mengen an Pestiziden ein. Dünger und Pestizide sind sehr teuer, gerade explodieren die Preise.“ Viele Familien können inzwischen ihren Lebensunterhalt nicht mehr mit Landwirtschaft verdienen. Die Männer sind gezwungen, als Saisonarbeiter ins Ausland zu gehen – in die USA, nach Brasilien, Chile oder sogar nach Spanien. Die Preissteigerungen, die durch den Irakkrieg bedingte Benzinknappheit und die Ankündigung einer „Landreform“, die verschuldete Kleinbauern nicht mehr vor Zwangsvollstreckungen und dem Verlust ihrer Äcker schützen würde, trifft indigene Bauern besonders hart. Von Mai bis Mitte Juli gab es Massenproteste und Straßenblockaden, die zu Versorgungsengpässen führten. Die Regierung beendete die Demonstrationen vorerst durch massiven Polizeieinsatz und die Verhängung eines dreimonatigen Ausnahmezustands. Gelöst sind die Probleme damit nicht. Für die Demonstranten geht es um ihr materielles und kulturelles Überleben und die Würde indigener Menschen in Bolivien.

Marianne Landzettel,
Korrespondentin der Unabhängigen
Bauernstimme



Apolinar Torres und sein Bruder bauen neben Kartoffeln auch bewusst Bohnen an